

Zeitschrift: Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin
Band: 82 (1956)
Heft: 32

Rubrik: Der Rorschacher Trichter : Nebelspalter-Beilage mit Glossen, Possen, Skizzen und Witzen von Werner Wollenberger

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

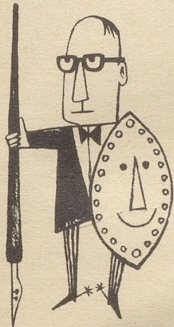
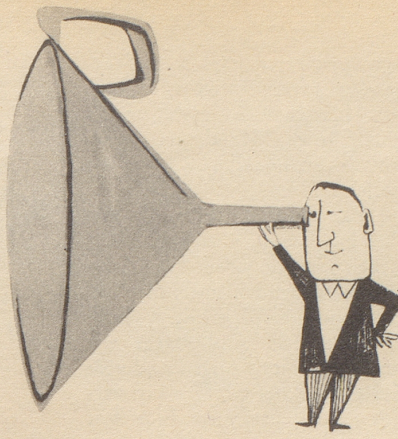
Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 11.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Der Rorschacher Trichter



Die Cabare- portage

Der Hafen der Sehnsucht

Wenn es das wird, was krankhafte Optimisten bei uns als Sommer bezeichnen, gehen die Schweizer in die Ferien. Mit anderen Worten heißt das, sie gehen in das Ausland. Vor allem nach Italien. Und dort suchen sie dann a) ein Restaurant, in dem man billiger ißt als Meiers letztes Jahr in Italien gegessen haben, b) einen malerischen Platz mit besonders viel Umgebung in Form von Postkarten-Meer, schiefem Turm, bunten Fassaden, Damen mit der Oberflächenbeschaffenheit der Gina oder Sofia und c) Ruhe, Stille und Frieden. Bitte sehr – sollen sie. Es ist durchaus ihre Sache, was sie mit ihren drei Wochen anfangen wollen. Ich halte es jedenfalls anders. Wenn ich Stille, Ruhe und Ereignislosigkeit brauche, gehe ich nicht nach Italien. Dann bleibe ich mit Vorteil in Zürich. (Ist mein Bedürfnis darnach noch größer, eile ich nach Basel, und habe ich Sehnsucht nach absoluter Untätigkeit, dann siedle ich mich in Bern an) ...

Nein, ich erwarte von den Ferien etwas Abwechslung, eine Teilzahlung des Schicksals vom Konto Abenteuer, das es mir fünfzig Wochen im Jahre sperrt, einen kleinen Geschmack vom Leben.

Deshalb gehe ich nach Genua. Oder besser gesagt: In den Hafen von Genua. In den schmutzigen, übelriechenden, trostlos armen, beängstigend häßlichen, wundervollen Hafen von Genua ...

Wenn man in den Hafen von Genua geht, darf man nicht sofort in den Hafen von Genua gehen. Man muß zuerst durch die obere, helle, moderne, freundliche, schimmernde Stadt gehen, durch die Via Roma, die Via Venti Settembre, am Wolkenkratzer vorbei, am Triumphbogen der Piazza Vittoria vorbei, an den sprudelnden Brunnen vorbei. Dann erst muß man sich an den Anfang eines der Gäßchen stellen, die jäh und steil in das Hafenviertel fallen ...

Habe ich gesagt «Gäßchen»? Das ist falsch. Es sind engbrüstige Schluchten aus grauem Verputz, verblaßten Ziegeln und erblindeten Fenstern. Selbst am Tage sind sie düster, selbst bei Licht brauchen sie das Licht der unzähligen Lichtreklamen, die verwegene Fassadenkletterei betreiben und zwischen wehenden Hemden und schlaffen

Hosen turnen und wie aufdringliche Bettler um die Aufmerksamkeit hastiger Passanten werben.

In eine dieser Schluchten muß man steigen und zwar am besten am späteren Abend, so gegen zehn etwa. Ein paar tausend Lire muß man auch in der Tasche haben, wenn möglich nicht zu viele, denn es gibt da leidenschaftliche Sammler von bedruckten Scheinen dieser Art und denen ist jedes Mittel recht, sich in deren Besitz zu setzen. Daß manchmal die Brieftasche noch daran ist, stört die Leute nicht besonders. Brieftaschen sammeln sie anscheinend auch. Nur Pässe und so Sachen schmeißen sie weg ...

Und dann beginnt ein Gang durch die Welt. Da sind Matrosen, besoffen, daß sie beinahe zu den Ohren herausschauen, da sind zerfetzte Damen eines Gewerbes, das

sich auch in Genua durchgesetzt hat, da sind blinde Bettler, die man eine Stunde später beim intensiven Studium des Fernsehberichtes vom Giro d'Italia wieder trifft, da sind Verkäufer der bizarren Sterne, die man Tintenfische nennt, da sind einsame Amerikanerinnen, die den Film «Summer Madness» gesehen haben und jetzt auch ihren Rosano Brazzi für zwei Wochen angeln möchten, da sind Gaukler, da sind Kinder wie verlassene Hunde und verlassene Hunde wie verirrt Kinder, und da sind Katzen und Chinesen und Cubaner und Schweden und Aspiranten der schwedischen Gardinen. Da ist die Welt. Und da ist das Leben.

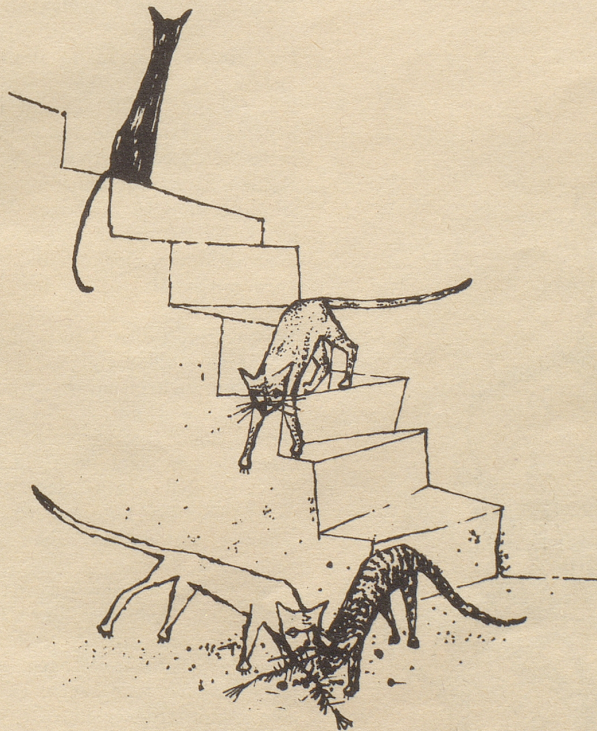
Oh, ein armes, ein schmutziges, ein unendlich kleines, ein erschreckend wertloses Leben vielleicht, aber immerhin: Leben. Dieses sonderbarste, unersetzlichste, großartigste aller Dinge, von dem wir bei uns so wenig haben und das wir uns nicht erkaufen können, weil wir unser Geld in wertbeständigeren Effekten anlegen ...

Da ist Lust, Liebe, Lachen, Lärm, Leid, Leidenschaft, Laster und Leichtigkeit. Da wohnen die Leute nicht, da leben sie ...

Was ich diesmal gesehen habe?

Nun, wie immer: Fernando, den König der Pizza. Er hat ein trauriges, wüstes Lokal in der Nähe der Arkaden, aber die Pizza, die er bäckt, ist nicht traurig und nicht wüst. Die ist ein Dante-Gedicht, ein Petrarca-Sonett aus Tomaten, Käse und Sardellen. Bis um vier Uhr morgens kann man sie bekommen und bis vier Uhr morgens sitzen die leichten Damen, die es mit den leichten Matrosen so schwer haben, an der Bar und essen von ihr. Luisana war unter ihnen, und als sie mich in einer Sprache reden hörte, die nur Angehörige eines so lebenswürdigen Volkes, wie es das italienische ist, für italienisch halten können, zog sie einen Brief aus der Plastiktasche und bat mich, ihn zu übersetzen. Er war von einem amerikanischen Matrosen, den sie als ihren «fidanzato» bezeichnete und gehörte eigentlich in ein völkerkundliches Museum. Es ist tatsächlich das einzige Dokument, das auf vierundachtzig Worte rund fünfundneunzig orthographische Fehler enthält. Aber der Inhalt war für Luisana zufriedenstellend und sie bestand darauf, mir etwas zu schenken. Es half mir nichts, sie zog aus ihrer Tasche einen Beutel mit Shampoo und den mußte ich nehmen. «Er riecht so gut», sagte sie, als ob das eine Begründung sei. Ich finde, es war ein schönes Geschenk.

Ein anderes Lokal: Joe Louis. Es ist nur für Neger und Damen ohne



Zeichnung: Wolf Barth

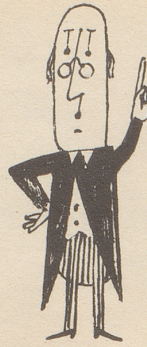
Rassenvorurteile. Meist sind es Neapolitanerinnen, die sich blond gefärbt haben, weil das den Schwarzen gefällt, aber wenn sie sich gelangweilt und mit vornehm gekrümmtem Zeigefinger im Schopf kratzen, kommt der dunkle Ansatz für Sekunden zum Vorschein. Das kann einen sehr traurig machen, aber auch das ist Teil des Lebens... Da war «Tarzan». Er stand am Eingang einer Bar und stellte neben sich Plakate mit den berühmten Tarzans der Filmgeschichte auf – mit Weißmüller und Lex Barker und was weiß ich, wie die Muskelprotzen alle noch heißen. Und dann zog er den Kittel aus und öffnete seinen Mund, der aus lauter Blechzähnen bestand, und rief rasch Zuschauer um sich, Eckensteher, Gelangweilte, Nichtstuer, Bummeler. Und denen gab er Proben seiner Kraft: Er zerriß ein Paket von 72 Spielkarten, er schlug Korken mit dem kleinen Finger entzwei, er ließ sich fesseln und wälzte sich im Staub der Straße in fünf Minuten ächzend frei, er zerriß endlich eine Kette und dabei erzählte er, nur sein Anblick habe Fellini zum Film «La Strada» veranlaßt und er warte noch heute auf die Belohnung. Dann wälzte er sich wieder am Boden und ein kleiner Hund kam und versuchte sein Geschäft an ihm zu verrichten, aber Tarzans Frau jagte ihn weg. Diese Frau: Mit ein paar guten Kleidern hätte sie ausgesehen wie die Gattin eines Dogen, denn ihr Gesicht war gut geschnitten und erzählte von einem Land mit einer

guten Rasse. Jedesmal wenn Tarzan eine seiner Taten vollbracht hatte, klatschte sie ganz schnell einmal in die Hand, um einen Applaus anzureißen, der immer ausblieb ...

Und dann die Katzen: Um alle Ecken huschen sie, über jeden Platz wischen sie, vor jedem Fischladen nagen sie in wütendem Hunger an Gräten und Köpfen mit wässerigen Augen. Sie sind mager wie Stacheldraht, ihre Augen sind größer als ihre Köpfe, ihr Fell ist zerchlissen und zerfranst. Eine war dabei, eine junge, vielleicht zwei Monate alte, die sah aus wie das personifizierte Elend aller Kreatur und sie war so krank, daß sie nur mühsam ihre Pfoten bewegen konnte, aber sie lebte ...

Das ist es: Fernando, der für die Aermsten Pizza bäckt, lebt. Luisa, die einen geistig minderbemittelten Heizer auf einem der sieben Meere als ihren Verlobten bezeichnet, die lebt. Und «Tarzan» lebt und seine Frau lebt und die kranken Katzen leben und die Dirnen, die sich blond färben, auch. Sie essen ein bißchen, sie trinken ein bißchen, sie streiten ein bißchen, sie lieben ein bißchen und sie leben sehr viel, weil sie wissen, daß es das Wichtigste von allem ist. Vielleicht wissen sie es auch nicht und fühlen es nur.

Wir hingegen wissen es nicht. Oder wir wissen es und wollen es nicht wissen. Denn wir brauchen so viele Mittel zum Leben, daß wir gar keine Zeit mehr für das Leben haben ...



Die Glosse

Aufforderung keine Ideen zu haben!

Im Jahre 1964 findet in der schönen Stadt Lausanne die nächste Landesausstellung statt. Nun, bis 1964 vergeht noch eine hübsche Menge Zeit und Unzeit, aber die Welschen sind fixe Leute und treffen schon jetzt ihre ersten Vorbereitungen. Das ist sogar gut so. Eine so große, wichtige und schöne Sache kann gar nicht früh, gar nicht sorgfältig und gar nicht großzügig genug vorbereitet werden. Weil ich gerade von der Großzügigkeit spreche: Wir kommen der Sache schon näher. Keine Unruhe im Saal bitte, keine Ungeduld, das dicke Ende kommt noch früh und erschreckend niederschmetternd genug.

Die Welschen bereiten also bereits die Landi 64 vor. Wie tun sie das? Indem sie zunächst einmal ein Initiativ-Komitee gebildet haben. Ein gar erlauchtes Gremium! Es wimmelt nur so von Staats-, Stände- und Nationalräten. Und von Direktoren. Und Präsidenten. Sogar ein Bundesrichter ist dabei. Und ein Professor. Und ähnliches mehr.

Zweifel sind nicht möglich: Hier haben sich ernsthafte und ernstzunehmende Leute zusammengetan. Keine Scherzbolde, keine losen Possenreißer und leichtfertigen Witzler. Diese Feststellung ist wichtig, denn es könnte einem vielleicht so vorkommen, als ... Doch ich greife vor.

Was aber tun diese Leute, um die LA 64 jetzt schon einigermaßen in Schwung zu bringen? Ich weiß es nicht! Ich weiß nur, was sie bereits getan haben. (Übrigens: Wenn Sie diesen letzten Satz im Sinne von «angestellt haben» auffassen wollen, so sei Ihnen dies unbenommen. Benommen werden Sie schon auch noch sein) ...

Also sie haben nämlich in den wichtigeren Zeitungen dieses Landes neulich ein Inserat erscheinen lassen. Ich habe angefangen, es zu lesen und ich muß sagen, es war eine erschütternde Lektüre. Der Anfang ging ja noch. Er lautet:

«Das Initiativ-Komitee der Schweizerischen Landesausstellung in Lausanne führt einen allgemeinen Ideen-Wettbewerb durch, um allen Schweizer Bürgern zu ermöglichen, Vorschläge und Anregungen für dieses große Unternehmen vom nationalen Bedeutung zu unterbreiten.»

Das klingt ausgezeichnet. Am Gelingen eines großen schweizerischen Schaufensters sollen alle teilhaben. Sehr, sehr schön.

Hören wir weiter:

«Ziel des Ideenwettbewerbes: 1. Das Thema der Ausstellung, 2. den oder die Plätze der Ausstellung, 3. den Namen der Ausstellung.»

Auch noch sehr gut. Bis auf das mit den Plätzen. Entweder wissen die Lausanner wohin mit der Landi oder sie sollen sich nicht um sie bewerben. Man sucht auch nicht zuerst eine Kirche und dann die Braut und den Bräutigam, die dort heiraten könnten. Aber verzichten wir, um die Kirche in Lausanne zu lassen, auf eine nähere Erörterung dieses dunklen Punktes und wenden wir uns dem noch dunkleren zu.

Es wird nämlich präzisiert, was man unter 1., 2. und 3. versteht. Ich nenne nur den entsprechenden Passus zu Nr. 1:

«Unter dem Thema der Ausstellung versteht man den Leitgedanken, ihre Aufmachung und ihre allgemeine Richtung, damit sie die schweizerische Verschiedenartigkeit in einer harmonischen Schau zum Ausdruck bringe.»

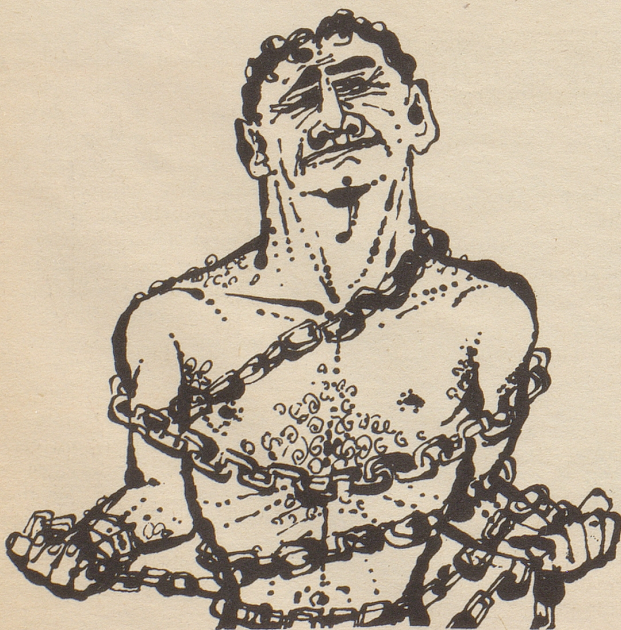
Etwas später wird dann betont, daß sämtliche eingereichten Vorschläge, ob sie prämiert werden oder nicht, Eigentum des Initiativ-Komitees werden. Das ist zwar nicht üblich, Ansprüche auf Leistungen können nur erhoben werden, wenn eine Gegenleistung vorhanden ist. Aber lassen wir auch das noch durchgehen, bevor uns die Galle durchgeht.

Und nun, was glauben Sie, was dem Initiativ-Komitee eine Gesamtidee für eine Landesausstellung und ein guter Platz für sie und ein Name, der sie in aller Schweizer Mund bringt, wert ist? Bedenken Sie recht: Es geht um eine Veranstaltung, die ein Erfolg sein muß, die von Millionen und Millionen besucht werden soll, die Millionen und Abermillionen verschlingt und weiterhin auch erst noch Millionen bringen soll.

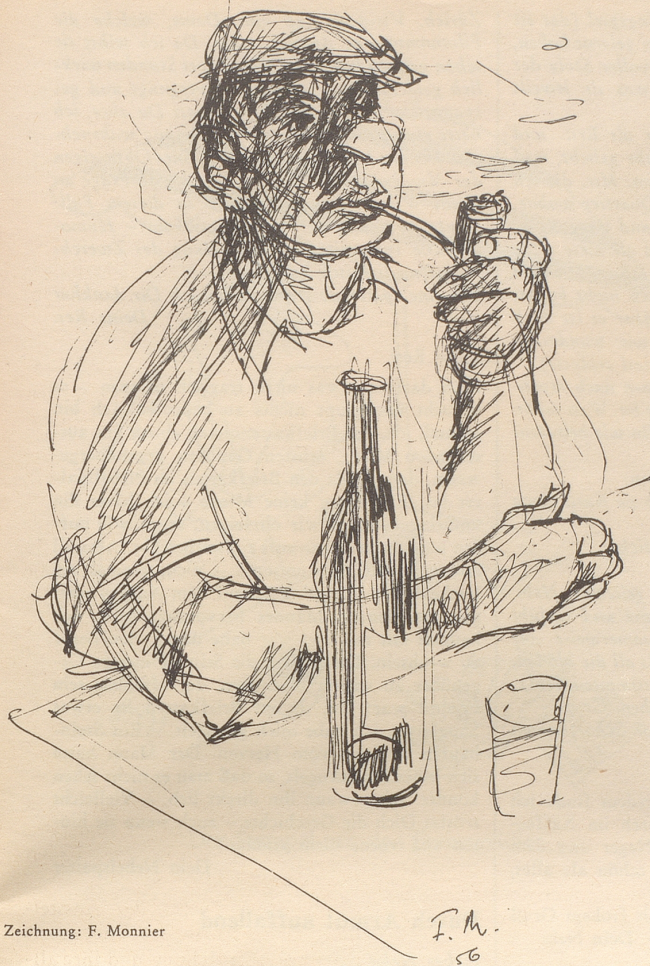
Dreimal dürfen Sie raten!

Fünzigtausend Franken? Also etwa die Hälfte von dem, was die Firma Lucky Strike in Amerika dem Grafiker Raymond Loewy für den Entwurf einer neuen Packung bezahlt hat? Falsch!

Zwanzigtausend Franken? Also un-



Zeichnung: Wolf Barth



Zeichnung: F. Monnier

gefähr eine Summe, die ein hervorragender Reklamechef für die Durchführung einer größeren Werbecampagne bekommt? Oder was ein knapp drei Minuten dauernder Reklamefilm in Farben kostet? Falsch!

Fünftausend Franken? Also ein bißchen weniger als das, was ein Kleinwagen zu kosten pflegt – einer jener Straßenwanzen, die in diversen Wettbewerben als erste Preise winken? – Falsch ...

Richtig ist vielmehr folgendes: «Die Jury wird die besten Vorschläge mit Preisen auszeichnen. Der einzelne Preis kann höchstens Fr. 500.– betragen.»

In Worten: Schweizerfranken fünfhundert ...

(Ich lege hier eine kleine Pause ein. Sie haben einen Cognac nötig. Oder drei.)

Also zuerst habe ich ja gedacht, es sei ein Witz. Ein durch einen unglücklichen Druckfehler entstandener Witz. Aber dann habe ich die Inserate anderer Zeitungen verglichen und siehe da, es stimmte: Ganze fünfhundert Franken ist den Leuten in Lausanne die tragende Idee einer ganzen, großen, wichtigen, wunderbaren Landesausstellung wert. Fünfhundert Franken will man dem Manne geben, dem

etwas wie der «Höhenweg» der letzten Landi einfällt, ganze fünfhundert Franken soll die Frau erhalten, die einen wohlklingenden, gescheiten, aussagekräftigen Namen für die LA Lausanne findet ... Es kann nicht wahr sein, es kann wirklich nicht wahr sein ...

Einen Augenblick: Ich höre die Herren entrüstet rufen, daß es hier nicht um schnöden Mammon gehe, sondern um die wichtige Teilnahme an einer Sache, die jeden Schweizer angeht, die im Interesse des Landes stehe und deshalb im Interesse des Bürgers liege.

Stimmt vollkommen. Dagegen habe ich gar nichts. Nur etwas: Dann bitte überhaupt kein Geld. Dann als Belohnung einen Brief vom Bundesrat mit überschwänglichen Dankesworten. Dann eine Einladung zur Eröffnung. Dann ein Bild von General Guisan mit eigenhändiger Unterschrift. Dann einen symbolischen Zinnteller. Dann eine Erwähnung im Jahrbuch der Stadt Lausanne. Dann dies und jenes, das symbolisch eine Dankesschuld abträgt. Aber nicht dies! Nicht dies! Denn: 500 Franken für eine solche Idee, das ist keine Entschädigung, das ist kein Preis, das ist keine Bezahlung, das ist nur eine Beleidigung für jeden, der Ideen hat und

davon leben muß. Das ist ferner ein unwahrscheinlich schäbiges Almosen, unwürdig der Sache, unwürdig der Herren, die sie vorerst vertreten und unwürdig des Menschen, der die Idee gehabt hat. Das ist eine Aufforderung keine Ideen zu haben! Und das ist ein zwar legaler, aber deshalb nicht weniger unanständiger Versuch, einen einfallreichen Mann um die Früchte seines Einfalles zu bringen. Von den Hunderttausenden, die seine Gesamtkonzeption der LA 64 zusätzlich bringt, von dem Werbewert eines guten Namens, mit dem sich Propaganda machen läßt, hat der Mann nichts. Doch, Entschuldigung, fünfhundert Franken ...

Ich würde mich nicht so ärgern, wenn diese fünf blauen Lappen nicht symbolisch wären – symbolisch für die Unterschätzung der geistigen Arbeit in der Schweiz, symbolisch für die Mißachtung des Wertes von Ideen und Einfällen. Gute Ideen sind so seltene und so kostbare Geschenke des Himmels, daß man sie nicht hoch genug einschätzen kann. Leider hat sich bei uns bisher nur die Privatindustrie zu dieser Erkenntnis durchgerungen. Offizielle Stellen nicht und leider sind sie eben auch sehr oft darnach ...

Uebrigens: Ich hätte eine Idee für die LA 64. Es ist zwar nur eine Teil-Idee, aber dafür gebe ich sie auch umsonst ab. Sie betrifft das Abzeichen. Ich schlage vor: Holzfäller von Hodler, einen Rappen spaltend ...



Durchschnittler

(Aus unserem Wettbewerb)

Ein Durchschnittsappenzeller sagt zum anderen:

«Lueg isch das en höche Turm!»

Sagt der andere unberührt:

«Globes scho – goot halt bis ganz ufe!»

(Einsender: E. Steiger, Herisau)

★

Ein Durchschnittsberner beobachtet, wie sein Freund einen Brief schreibt.

«Schrybsch e Brief? Wäm schrybsch?»

«Mir sälber!»

«Was scheit de i däm Brief?»

«I weiß nit, i hane no nit übercho!»

(Einsender: Fritz Lanz, Bern)



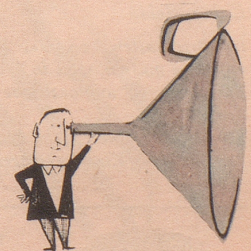
ONKEL SOKRATES GIBT AUSKUNFT:

Briefkasten für sämtliche Fragen psychologischer, pädagogischer, medizinischer, juristischer, ehelicher und privater Natur

Lieber Onkel, wir sind seit sechs Jahren glücklich verheiratet und haben wir in dieser ganzen Zeit nie eine Meinungsverschiedenheit, geschweige denn einen Streit gehabt. Jetzt ist es aber ganz anders; zum erstenmale sind wir uns uneinig und zwar über ein zoologisches Problem. Mein Mann behauptet nämlich, ein Zebra ist ein weißes Tier mit schwarzen Streifen, während ich auf dem Standpunkt stehe, ein Zebra ist ein schwarzes Tier mit weißen Streifen. Bitte sage mir, wer von uns beiden recht hat!

Erika S., Basel

Ich habe mich, liebe Nichte, bei verschiedenen Zoologen erkundigt und ich muß Dir sagen, daß Ihr beide im Unrecht seid. Ein Zebra ist ein grundsätzlich violettes Tier, dessen Oberfläche aber derart von schwarzen und weißen Streifen bedeckt ist, daß seine natürliche Grundfarbe nicht mehr zum Vorschein kommt.



Im

Rorschacher Trichter

der nächsten Woche finden Sie:

WAS IST BEROMÜNSTER?

Ergebnisse und Preise unseres Wettbewerbes